Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 245. Bromberg, den 29. November 1927.

Wilhelm Hauff.

Zur 125. Wiederkehr seines Geburtstages am 29. November 1927.

Wilhelm Hauffs Vater, der bereits als Siebenunddreißigjähriger starb, zeichnete sich wie seine Vorfahren durch selbständigen Freimut und Charakterfestigkeit aus; seine Mutter war phantasievoll und hatte Lust am Fabulieren.

Wilhelm Hauff (geb. am 29. November 1802 zu Stuttgart) genoß, wie er in den Memoiren des Satan erzählt, eine gute Erziehung; er hatte, was man einen harten Kopf nennt, das heißt, er ging lieber aufs Feld, hörte lieber die Vögel singen, als daß er sich oben in der Dachkammer, die man zum Musensitz des künftigen Pastors eingerichtet hatte, mit seinen Lehrbüchern abmarterte. Dagegen hatte er zu Ritter- und Räuberromanen eine leidenschaftliche Neigung. Einmal sollte er einen Aufsatz über den größten Mann Deutschlands schreiben; seine Mitschüler wählten sich so „ärmliche obskure" Helden wie Hermann, Karl den Großen und Luther; Hauff aber erklärte den Isländer Thiodolf, einen Romanhelden, der so stark ist, daß er einem Pferd nur wenig auf die Stirne zu klopfen braucht, um es tot umfallen zu lassen, für den größten Deutschen. Diese Verwechselung von Geschichte und Geschichten verschaffte ihm statt erhoffter Triumphe viel Spott und vier Tage Karzer.

Da Hauff gesellschaftliche Talente und eine meist heitere Laune besaß, liebenswürdig ohne Hochmut, anpassungsfähig und witzig war, fand er viele Freunde; und wurde, zumal er eine triebkräftige Neigung „zum Leichtsinn, zum Trunk und zum Spiel" hatte, in das gesellige Leben stärker verstrickt als der Vertiefung seines Wesens und seinem Körper förderlich war.

Jedoch lag hinter Hauffs heiterer und geselliger Genußfreude eine verdrängte Neigung zum stillen Leben und zum Ausspüren des Wesenhaften unter den Masken.

Diese beiden gegensätzlichen Anlagen verdichtete er in den Memoiren des Satan zu dem lebensgewandten, modisch-eleganten und witzigen Herrn von Natas und dem melancholischen Ewigen Juden, der den Leuten Taktlosigkeiten, bzw. die Wahrheit ins Gesicht sagt.

„Es ist gut, daß die Seele, sonst immer nach außen gerichtet, auch einmal einkehrt im eigenen Gasthof ihrer Brust . . ." Solch eine, bei Hauff allzu seltene Einkehr zeigen die Phantasien im Bremer Ratskeller. Während Hauff sonst meist Gesehenes und Gelesenes auf mehr oder minder eigene Manier wiedergibt, schafft er hier aus sich selbst heraus.

Als Dichter hatte Hauff den Vorzug einer leichten Mitteilungsfähigkeit und einer robusten Stoffbewältigungsgabe; er schuf spielend und schrieb sehr lebendig, konnte alles, was ihm in den Weg lief, verwerten und sich dem Zeitgeschmack anpassen — ohne sich kritiklos an die Mode zu verlieren. Er hatte eine lebhafte Empfänglichkeit für äußere Eindrücke, besonders für Farben und Stimmungen, war aufnahmefähig auch für das Gute in den damals erfolgreichen Büchern (Scotts und E. T. A. Hoffmanns vor allem). Man vermißt bei ihm die tiefere Psychologie, die wohldurchdachte Komposition und einen inneren Zusammenhang. Die Tätigkeit des Verstandes beschränkt sich auf die Intrigenbildung und auf die Beobachtung, die allerdings nicht am Sichtbaren haften bleibt, sondern sich immer mehr ins Kultur- und Gesellschaftskritische vertieft.

Kleine satirische Meisterwerke gab Hauff in seinen Schilderungen ästhetischer Tees und eines Besuches in Frankfurt (Memoiren des Satan). Diese Abschnitte bestärken die Vermutung, daß Hauffs eigentliche Berufung in der künstlerisch gestalteten Gesellschaftskritik lag. Durch einen allzu frühen Tod wurde ihm die Vollendung versagt. Ein Nervenfieber endete des Fünfundzwanzigjährigen Leben am 18. November 1827.

Seine Werke sind heute noch beinahe allgemein bekannt. Die Geschichte vom Kalif Storch, Der Zwerg Nase, Das kalte Herz — wem steigen nicht Stunden der Kindheit mit diesen Titeln auf! Seinen großen Roman „Lichtenstein" werden wir fortlaufend in unserer Unterhaltungsbeilage, mit dem heutigen Tage beginnend, veröffentlichen und glauben damit dem früh verstorbenen Dichter eine Ehrung, unseren Lesern eine Freude zu bereiten.

Märchenträume.

Ein Gedenkblatt zu Wilhelm Hauffs 100. Todestage

von Heinrich Peters.

Düster und dämmerig ist der Novembertag, tief hängen die grauen Wolken, und melancholisch rieselt ein feiner Regen herab. Längst hat der Herbst die letzten welken Blätter von den Bäumen gerissen und der Sommer ist nur ein verklungenes Märchen. Die Regentropfen schlagen ans Fenster, als pochten sie um Einlaß, durch die menschenleeren Gassen pfeift der Wind eine ferne, klagende Melodie.

Schon neigt sich der kurze Tag seinem Abend zu. Die Dämmerung steckt ihr graues Gesicht durchs Fenster und ihr seltsamer Blick webt weiche, graue Fäden; die sie um alle Ecken und Winkel hängt. Immer dichter wird das Gewebe: erst hat es den Ofen umsponnen, dann breitet es sich über Tisch, Stühle und Bücher, und nun sind nur noch die beiden Fenster übrig, die mit ihrem blassen, helleren Schein wie zwei große, fragende Augen aussehen. Das ist die rechte Zeit zum Träumen. Die Hände sinken in den Schoß und die Gedanken flattern umher. War's nicht an einem solchen Tag, als sie den jungen, sonnigen Dichter auf dem Stuttgarter Friedhof ins Grab senkten? Nun schläft er schon ein volles Jahrhundert unter dem Stein, den sie am Lichtenstein gebrochen und ihm zur Ehre auf sein Grab gelegt. Längst ist sein Leib zu Staub und Asche zerfallen. Was er aber sang und sann, das lebt heute noch; heute noch so frisch, wie einst. In dieser Dämmerstunde wird es doppelt lebendig...

Hörst du nicht, die Tür knarrt! Gestalten drängen sich herein, flüchtige Schatten. Sie nicken wie alte Bekannte, und die Seele grüßt sie mit der Erinnerung aus fernen Kindertagen. Eine hohe, gebieterische Gestalt führt den Zug. Um seine Schultern weht ein großer, roter Mantel, sein Gesicht ist mit einer Larve verdeckt, nur die dunkeln Augen blitzen dich gar furchtbar an. Kennst du ihn noch, den schrecklichen Orbasan, den Herrn der Wüste? Erinnerst du dich

noch jener Stunde, als du dich mit glühenden Wangen zum ersten Male der Karawane angeschlossen, um mit ihr durch den Sand zu ziehen? Sieh, Orbasan hat zwei Begleiter. Der eine ist eine gar putzige Gestalt: nein, diese Zwergenfigur, diese langen Arme, dieser kurze Hals und dazu mitten im Gesicht diese unendlich lange, gewaltige Nase! Ein feiner Geruch weht um ihn, wie von zarten Kräutern und duftenden Gewürzen, und seine Augen blicken so wehmütig, als flehten sie dich um Erlösung an. Der andere sieht fast noch furchtbarer, als der Rotmantel aus. Groß und kräftig, totenblaß sein Gesicht, die Augen geschlossen und mitten durch die Stirn steckt ihm ein riesiger Nagel. Weißt du noch, als du diesen Mann zum ersten Male auf seinem gespenstigen Schiffe trafest? Klingt dir das unheimliche Treiben der Nacht noch in den Ohren? Ist's dir nicht, als ob dir jetzt wieder, wie unter einem geheimnisvollen Zwange, die Augen zufallen wollten?

Nein, da kommen ja wahrhaftig zwei prächtige lebendige Tiere hereingeschlüpft: zwei Störche, zwei richtige Störche! Wie lang ist's her, seit du draußen wirklich einen gesehen hast? Der Storch gehört bald auch zu den Feen und Geistern, die aus der harten Wirklichkeit sich in das Märchen flüchten müssen. Diese hier sind besondere Tiere, fast als ob sie menschlichen Verstand hätten. Unruhig hüpfen sie hin und her, klappern mit dem langen Schnabel und verneigen sich gen Osten. Wie aus weiter, weiter Ferne klingt ein leises „Mu! Mu!" an dein Ohr, als wären es richtige Kühe.

Jetzt hüpft ein ausgelassener Affe herein. Er hat Menschenkleidung an, und benimmt sich so, als wäre er hier zu Hause. Er setzt sich in den Ledersessel und legt die kurzen Beine auf den Tisch. Plötzlich fährt er auf und klettert in grotesken Sprüngen an den Bücherborten empor; bald schwingt er sich auf die Lampe, als wäre sie eine Schaukel. Warte, Geselle, ich will dir die Halsbinde schon enger ziehen, damit du Vernunft annimmst! Im Augenblick, wo die Hände den Heros der Grünwieseler Geselligkeit fassen wollen, ist er aber im Nebel zerronnen.

Die Tür knarrt unaufhörlich, noch lange ist der Zug nicht zu Ende. Jetzt stampft es ordentlich auf den Fußboden, und der grobe Gesell muß sich bücken, um nur hereinkommen zu können. Nein, einen solchen Riesen hab ich noch nicht gesehen! Merkwürdig: gerade als er eintritt, hat sich draußen ein wilder Sturm erhoben, der um die Ecke pfeift und an die Scheiben pocht. Warum zuckt dein warmes Herz so ängstlich in der Brust, als griffe eine kalte Hand danach? Der Holländer Michel weiß es wohl. Drohend hält er seine mächtige Flößerstange in der einen Hand; mit der andern klimpert er mit den blanken Silbertalern in seiner Tasche. Da bekommt er von hinten einen rechten Stoß, gerade in die Kniekehlen, daß er schwankt und in Rauch vergeht. Wo eben noch seine ungeheuren Stiefel sich breit machten, steht nun ein kleines zierliches Männlein, mit einem großen spitzen Hut und schaut dich aus freundlichen klugen Augen an. Es ist als ob er einen Hauch von Schwarzwaldluft und Schwarzwaldsonne mit sich brächte. „Den groben Gesellen wollen wir schon hinausbefördern!" wispert er höhnisch, summt eine feine Melodie, ähnlich wie Tannenrauschen, und das Herz, das noch eben so kalt im Busen schlug, wird wieder warm und hell. „Herr Schatzhauser, erzählet uns eine Geschichte!" — Der Kleine nickt zwar, zieht dann aber seine hübsche glashelle Pfeife heraus und entzündet sie bedächtig. Große Rauchwolken ziehen durch die Stube, dichter und dichter, und wie sie verrinnen, ist auch der kleine freundliche Geselle mit ihnen verschwunden.

Undeutlicher werden die Bilder und Gestalten; längst schon ist Nacht herniedergesunken. Hörst du das Rauschen des Meeres, wie es in dunkler Regennacht um die Klippen der Höhle von Steenfoll braust? Horche nicht! Es ist die Stimme des Bösen, die dich locken will. Immer wieder kommen neue Schatten. Der feine Goldschmied und der derbe Zirkelschmied wandern mit ihrem Ränzel an dir vorbei, die greuliche Wirtin aus dem verrufenen Wirshaus im Spessart blickt dich tückisch an. Der Student trabt auf seinem munteren Rosse und der Fuhrmann knallt mit der Peitsche; der Räuberhauptmann sieht sehr edel aus, und selbst die Gräfin beehrt die Dämmerstunde mit ihrer Gegenwart.

Vorbei! Nun wird es plötzlich heller, draußen ist ein Stern aufgegangen. Ein junger Mann tritt ein, mit frischem, freundlichem Gesicht. Sein Haar ist braun und reich, die Augen sind klar und blitzend, und in der Hand trägt er einen Zauberstab. Du ahnst, wer es ist! Da erhebst du dich von deinem Sitz und grüßest ihn; er lächelt dir freundlich zu. Ein Kranz liegt auf seinem Haupte, ein echter, rechter, immergrüner Dichterkranz. „Hab Dank, daß du mich besucht hast! Hab Dank für die vielen herrlichen Stunden der Kindheit, die du mir gegeben! Hab Dank für alles!" —

Nun ist auch er im Dunkel entschwunden. Wahrhaftig, es ist schon spät geworden. Das elektrische Licht flammt auf, nun ist es wieder die gewöhnliche Stube des Alltags. Aber noch schwebt ein Hauch von Märchenduft durch den Raum, und die Uhr tickt behaglich hin und her, als wenn sie dir ein altes, liebes Lied summen wollte von der stillen Wacht und der finsteren Mitternacht. Sei mir gegrüßt, du treuer Freund meiner Kindheit! Sei mir gegrüßt, Wilhelm Hauff!

Zu Wilhelm Hauff's frühem Hinscheiden.

Von L. Uhland.

Dem jungen, frischen, farbenhellen Leben,
Dem reichen Frühling, dem kein Herbst gegeben,
Ihm lasset uns zum Totenopfer zollen
Den abgeknickten Zweig — den blütevollen!

Noch eben war von dieses Frühlings Scheine
Das Vaterland beglänzt. — Auf schroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob sich neu
Ein Wolkenschloß, ein zauberhaft Gebäu.
Doch in der Hölle, wo die stille Kraft
Des Erdgeists — rätselhafte Formen schafft,
Am Fackellicht der Phantasie entfaltet,
Sah'n wir zu Heldenbildern sie gestaltet;
Und jeder Hall, in Spalt und Kluft versteckt,
Ward zum beseelten Menschenwort erweckt.

Mit Heldenfahrten und mit Festetänzen,
Mit Satirlarven und mit Blumenkränzen
Umkleidete das Altertum den Sarg,
Der heiter die verglühte Asche barg:
So hat auch er, dem unsre Träne taut,
Aus Lebensbildern sich den Sarg gebaut.
Die Asche ruht — der Geist entflieht auf Bahnen
Des Lebens, dessen Fülle wir nur ahnen,
Wo auch die Kunst ihr himmlisch Ziel erreicht
Und vor dem Urbild jedes Bild erbleicht.

Gedenkrede auf Hauff.

Von Domkaplan Grüneisen.

Mit seinem heiteren Wesen, diesem sinnigen Geiste, dieser offenen, treuen Liebe, trat er der Welt entgegen, und sein Leben ward glücklich, weil er mit glücklichem Sinn es nahm und bildete. „O Wonnezeit voll holder Träume!" rief er jüngst beim Rückblick auf das Morgenrot seiner Kindheit.*) Eine Wonnezeit, ein Frühlingsmorgen war sein ganzes Dasein auf der Erde. Innige Sorge der Mutter und der Geschwister; reiche Liebe der Braut und Gattin; Besitz wackerer Genossen, treuer Freunde; Achtung aller Umgebungen, und für die Schöpfungen seines Geistes ein Beifall, der seine bescheidenen Wünsche weit übertraf, und seine Kraft zu neuen Anstrengungen reizte; ein Beifall, wie er selten einem der aufstrebenden Jünger der Kunst zuteil geworden ist; die Befreundung mit den ausgezeichnetsten Geistern Deutschlands, die er zum Teil unter ihrem Dache aufgesucht, zum Teil an seinem Herde aufgenommen; der Eintritt in einen seinen Neigungen und seiner wissenschaftlichen Richtung so ganz entsprechenden Wirkungskreis, und die schönsten Hoffnungen häuslichen Glücks und einer ehrenvollen Laufbahn unter seinen Zeitgenossen: dies alles war ihm aufgeblüht; mitten aus diesem Garten seiner Freuden und Genüsse, von dieser Wiege großer Ahnungen und Entwürfe hat ihn der Tod hinweggenommen. Die heitere Lebensflamme ist erloschen. Vor wenigen Wochen hat er an dem Grabe eines Freundes geweint; darauf den andern zur Ruhe getragen; nicht ahnend, daß er sich selbst sein Bett bestelle, daß zu dem Kranz der Ehre nun bald der Totenkranz um die bleiche Stirne sich winden werde.

Freunde! sollte dieses Leben voll Anmut und Liebe tot, sollte mit den lieben blauen Augen seines Antlitzes auch das Auge seines Geistes geschlossen sein? Ihr habt es gehört, wie er, der Worte seines Erlösers eingedenk, in seines Vaters Hände seinen unsterblichen Geist befahl, wie seine Seele in den letzten Stunden seines Verweilens unter uns schon einer höheren Welt angehörte, und mit dem demütigen Gefühle, daß er Mensch gewesen, vor das Gericht der ewigen Liebe sich stellte! Ihr dürft den Glauben, der die Brust des Sterbenden über den Kampf der Trennung emporhob, nicht von euch weisen, wenn jemals euer Geist dem seinigen sich befreundet anschloß. In seinem Tode müsset ihr mit heiligen Zügen die Wahrheit geschrieben lesen, daß es keinen Tod gibt, und daß, wenn es einen Tod gäbe, Glaube und Liebe ihn überwinden!

---

*) Phantasien im Bremer Ratskeller. S. 1827.

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

Erster Teil.

1.

„Was soll doch dies Drommeten sein?
Was deutet dies Geschrei?
Wir treten an das Fensterlein,
Ich ahne, was es sei."

Uhland.

Nach den ersten trüben Tagen des März 1519 war endlich am zwölften ein recht freundlicher Morgen über der Reichsstadt Ulm aufgegangen. Die Donaunebel, die um diese Jahreszeit immer noch drückend über der Stadt liegen, waren schon lange vor Mittag der Sonne gewichen, und immer freier und weiter wurde die Aussicht in die Ebene über den Fluß hinüber.

Aber auch die engen kalten Straßen mit ihren hohen dunkeln Giebelhäusern hatte der schöne Morgen heller als sonst beleuchtet und ihnen einen Glanz, eine Freundlichkeit gegeben, die zu dem heutigen festlichen Ansehen der Stadt gar trefflich paßte. Die große Herdbruckergasse — sie führt von dem Donautor an das Rathaus — stand an diesem Morgen gedrängt voll Menschen, die sich Kopf an Kopf wie eine Mauer an den beiden Seiten der Häuser hinzogen, nur einen engen Raum in der Mitte der Gasse übrig lassend. Ein dumpfes Gemurmel gespannter Erwartung lief durch die Reihen und brach nur in ein kurzes Gelächter aus, wenn etwa die alten, strengen Stadtwächter eine hübsche Dirne, die sich zu vorlaut in den freigelassenen Raum gedrängt hatte, etwas unsanft mit dem Ende ihrer langen Hellebarde zurückdrängten, oder wenn ein Schalk sich den Spaß machte, „sie kommen! sie kommen!" rief, alles lange Hälse machte und schaute, bis es sich zeigte, daß man sich wieder getäuscht habe.

Noch dichter aber war das Gedränge da, wo die Herdbruckergasse auf den Platz vor dem Rathaus einbiegt. Dort hatten sich die Zünfte aufgestellt. Die Schiffergilde mit ihren Altmeistern an der Spitze, die Weber, die Zimmerer, die Bräuer mit ihren Fahnen und Gewerbzeichen, sie alle waren im Sonntagswams und wohlbewaffnet zahlreich dort versammelt.

Bot aber schon die Menge hier unten einen fröhlichen, festlichen Anblick dar, so war dies noch mehr der Fall mit den hohen Häusern der Straße selbst. Bis an die Giebeldächer waren alle Fenster voll geputzter Frauen und Mädchen, um welche sich die grünen Tannen- und Taxuszweige, die bunten Teppiche und Tücher, mit welchen die Seiten geschmückt waren, wie Rahmen um liebliche Gemälde zogen.

Das anmutigste Bild gewährte wohl ein Erkerfenster am Hause des Herrn Hans von Besserer. Dort standen zwei Mädchen, so verschieden an Gesicht, Gestalt und Kleidung, und doch beide von so ausgezeichneter Schönheit, daß, wer sie von der Straße betrachtete, eine Weile zweifelhaft war, welcher er wohl den Vorzug geben möchte.

Beide schienen nicht über achtzehn Jahre alt zu sein. Die eine, größere, war zart gebaut, reiches braunes Haar zog sich um eine freie Stirne, die gewölbten Bogen ihrer dunklen Brauen, das ruhige blaue Auge, der fein geschnittene Mund, die zarten Farben der Wangen — sie gaben ein Bild, das unter unsern heutigen Damen für sehr anziehend gelten würde, das aber in jenen Zeiten, wo noch höheren Farben, volleren Formen der Apfel zuerkannt wurde, nur durch seine gebietende Würde neben der andern Schönen sich geltend machen konnte.

Diese, kleiner und in reichlicherer Fülle als ihre Nachbarin, war eines jener unbesorgten, immer heiteren Wesen, welche wohl wissen, daß sie gefallen. Ihr hellblondes Haar war nach damaliger Sitte der Ulmer Damen in viele Löckchen und Zöpfchen geschlungen und zum Teil unter ein weißes Häubchen voll kleiner, künstlicher Fältchen gesteckt. Das runde, frische Gesichtchen war in immerwährender Bewegung, noch rastloser glitten die lebhaften Augen über die Menge hin, und der lächelnde Mund, der alle Augenblicke die schönen Zähne sehen ließ, zeigte deutlich, daß es unter den vielerlei abenteuerlichen Gruppen und Gestalten nicht an Gegenständen fehle, die ihrer fröhlichen Laune zur Zielscheibe dienen mußten.

Hinter den beiden Mädchen stand ein großer, bejahrter Mann; seine tiefen, strengen Züge, seine buschigen Augenbrauen, sein langer, dünner, schon ins Graue spielender Bart, selbst sein ganz schwarzer Anzug, der wunderlich gegen die reichen bunten Farben um ihn her abstach, gaben ihm ein ernstes, beinahe trauriges Aussehen, das kaum ein wenig milder wurde, wenn ein Schimmer von Freundlichkeit, hervorgelockt durch die glücklichen Einfälle der Blondine, wie ein Wetterleuchten durch das finstere Gesicht zog. Die Gruppe, so verschieden in sich durch Farbe und Schattierung, wie durch Charakter und Jahre, zog hin und wieder die Aufmerksamkeit der Untenstehenden auf sich. Manches Auge hing an den schönen Mädchen, und sie beschäftigten eine Weile durch ihre überraschende Erscheinung jene müßige Menge, die schon ungeduldig zu werden anfing, daß das Schauspiel, dessen sie harrte, noch immer sich nicht zeigen wollte.

Es ging schon stark gegen Mittag. Die Menge wogte immer ungeduldiger, preßte sich stärker, und hin und wieder hatte sich schon einer oder der andere aus den Reihen der ehrsamen Zünfte auf den Boden gelagert, da tönten drei Stückschüsse von der Schanze auf dem Luginsland herüber, die Glocken des Münsters begannen tiefe, volle Akkorde über die Stadt hinzurollen, und im Augenblick hatten sich die verworrenen Reihen geordnet.

„Sie kommen, Marie, sie kommen!" rief die Blonde im Erkerfenster und schlang ihren Arm um den Leib ihrer Nachbarin, indem sie sich weiter zum Fenster hinausbeugte. Das Haus des Herrn Besserer bildete die Ecke der vorerwähnten Straße, von dem Erker konnte man hinab beinahe bis an das Donautor und hinüber bis in die Fenster des Rathauses sehen, und die Mädchen hatten also ihren Standpunkt trefflich gewählt, um das Schauspiel, dessen sie harrten, ganz zu genießen.

Die Gasse zwischen den beiden Reihen des Volkes war indes mit Mühe weiter gemacht worden, die Stadtwächter stellten sich mit weit ausgestreckten Hellebarden auf, tiefe Stille herrschte unter der ungeheuren Menge, nur das Geläute der Glocken tönte noch fort.

Jetzt hörte man den dumpfen Schall der Pauken, vermischt mit den hohen Klängen der Zinken und Trompeten, und durch das Tor herein bewegte sich ein langer, glänzender Zug von Reitern. Die Stadtpauker und Trompeter, die berittene Schar der Ulmer Patriziersöhne war eine zu alltägliche Erscheinung, als daß das Auge lange darauf verweilt hätte. Als aber das schwarz und weiße Banner der Stadt mit dem Reichsadler, als Fahnen und Standarten aller Größen und Farben zum Tor hereinschwankten, da dachten die Zuschauer, daß jetzt der rechte Augenblick gekommen sei.

Auch unsere Schönen im Erkerfenster schärften jetzt ihre Blicke, als man die Menge am untern Teil der Straße ehrerbietig die Mützen abnehmen sah.

Auf einem großen, starkknochigen Rosse nahte ein Mann, dessen kräftige Haltung, dessen heiteres, frisches Ansehen in sonderbarem Kontrast stand mit der tiefgefurchten Stirne und dem schon ins Graue spielenden Haar und Bart. Er trug einen zugespitzten Hut mit vielen Federn, einen Brustharnisch über ein eng anschließendes rotes Wams, Beinkleider von Leder, mit Seide ausgeschlitzt, die wohl von neuem recht hübsch gewesen sein mochten, aber durch Regen und Strapazen eine einförmige dunkelbraune Farbe erhalten hatten. Weite schwere Reiterstiefel schlossen sich unter den Knien an. Seine einzige Waffe, ein ungewöhnlich großes Schwert mit langem Griffe ohne Korb, vollendete das Bild eines gewaltigen, unter Gefahren früh ergrauten Kriegers. Der einzige Schmuck dieses Mannes war eine lange goldene Kette von dicken Ringen, fünfmal um den Hals gelegt, an welcher ein Ehrenpfennig von gleichem Metall auf die Brust herabhing.

„Sagt geschwind, Oheim, wer ist der stattliche Mann, der so jung und alt aussieht?" rief die Blonde, indem sie das Köpfchen ein wenig nach dem schwarzen Herrn, der hinter ihr stand, zurückbeugte.

Das kann ich dir sagen, Berta", antwortete dieser. „Es ist Georg von Frondsberg,*) oberster Feldhauptmann des bündischen Fußvolkes, ein wackerer Mann, wenn er einer besseren Sache diente!"

„Behaltet Eure Bemerkungen für Euch, Herr Württemberger", entgegnete ihm die Kleine, indem sie lächelnd mit dem Finger drohte, „Ihr wißt, daß die Ulmer Mädchen gut bündisch sind!"

---

*) Georg von Frondsberg, geb. 1475, gest. 1528, einer der berühmtesten Feldherren seiner Zeit, der in Deutschland, Frankreich, Italien, den Niederlanden sich mit Ruhm bedeckte. Er ist derselbe, der 1521 zu Luther, der auf den Reichstag zu Worms geladen war, jene denkwürdigen Worte sagte: „Münchlein, Münchlein, du gehst jetzt einen gefährlichen Gang" usw. Anm. Hauffs.

Der Oheim aber, ohne sich irre machen zu lassen, fuhr fort: „Jener dort auf dem Schimmel ist Truchseß Waldburg, der Feldleutnant,**) dem auch etwas von unserem Württemberg wohl anstünde. Dort hinter ihm kommen die Bundesobersten. Weiß Gott, sie sehen aus wie Wölfe, die nach Beute gehen."

„Pfui! verwitterte Gestalten!" bemerkte Berta, „ob es wohl auch der Mühe wert war, Bäschen Marie, daß wir uns so putzten? Aber siehe da, wer ist der junge schwarze Reiter auf dem Braunen? Sieh nur das bleiche Gesicht und die feurigen, schwarzen Augen! Auf seinem Schilde steht: Ich hab's gewagt."

„Das ist der Ritter Ulerich von Hutten," erwiderte der Alte, „dem Gott seine Schmähworte gegen unseren Herzog verzeihen wolle. Kinder! das ist ein gelehrter, frommer Herr. Er ist zwar des Herzogs bitterster Feind, aber ich sage so. Denn was wahr ist, muß wahr bleiben!*)

„Und siehe, da sind Sickingens**) Farben, wahrhaftig, da ist er selbst. Schaut hin, Mädchen, das ist Franz von Sickingen. Sie sagen, er führe tausend Reiter in das Feld. Der ist's mit dem blanken Harnisch und der roten Feder."

„Aber sagt mir, Oheim," fragte Berta wieder, „welches ist denn Götz von Berlichingen, von dem uns Vetter Kraft so viel erzählt. Er ist ein gewaltiger Mann und hat eine Faust von Eisen. Reitet er nicht mit den Städten?"

„Götz und die Städtler nenne nie in einem Atem," sprach der Alte mit Ernst. „Er hält zu Württemberg."***)

Ein großer Teil des Zuges war während diesem Gespräch am Fenster vorübergezogen, und mit Verwunderung hatte Berta bemerkt, wie gleichgültig und teilnahmslos ihre Base Marie hinabschaue. Es war zwar sonst des Mädchens Art, sinnend, zuweilen wohl auch träumend auszusehen, aber heute, bei einem so glänzenden Aufzug, so ganz ohne Teilnahme zu sein, deuchte ihr ein großes Unrecht. Sie wollte sie eben zur Rede stellen, als ein Geräusch von der Straße her ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein mächtiges Roß bäumte sich in der Mitte der Straße unter ihrem Fenster, wahrscheinlich scheu gemacht durch die flackernden Fahnen der Zünfte. Sein hoch zurückgeworfener Kopf verdeckte den Reiter, so daß nur die wehenden Federn des Baretts sichtbar waren; aber die Gewandtheit und Kraft, mit welcher er das Pferd herunterriß und zum Stehen brachte, ließ einen jungen mutigen Reiter ahnen. Das lange hellbraune Haar war ihm von der Anstrengung über das Gesicht herabgefallen. Als er es zurückschlug, traf sein Blick das Erkerfenster.

„Nun, dies ist doch einmal ein hübscher Herr," flüsterte die Blonde ihrer Nachbarin zu, so heimlich, so leise, als fürchte sie, von dem schönen Reiter gehört zu werden, „und wie er artig und höflich ist! Sieh nur, er hat uns gegrüßt, ohne uns zu kennen!"

Aber das stille Bäschen Marie schien der Kleinen nicht viel Aufmerksamkeit zu schenken. Ein glühendes Rot zog über die zarten Wangen. Ja! wer die ernste Jungfrau gesehen hätte, wie sie so kalt auf den Zug hinabsah, hätte wohl nie geahnt, daß so viel holde Freundlichkeit um diesen Mund, so viel Liebe in dem sinnenden Auge wohnen könnte, als in jenem Augenblick sichtbar wurde, wo sie durch ein leichtes Neigen des Hauptes den Gruß des jungen Ritters erwiderte.

Der kleinen Schwätzerin war unsere flüchtige, aber wahre Bemerkung über dem Anblick des schönen Mannes völlig entgangen. „Nur schnell, Oheim!" rief sie und zog den alten Herrn am Mantel, „wer ist dieser in der hellblauen Binde mit Silber? Nun?"

„Liebes Kind!" antwortete der Oheim, „den habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Seinen Farben nach steht er in keinem besonderen Dienst, sondern reitet wohl auf seine eigene Faust gegen meinen Herzog und Herrn, wie so viele Hungerleider, die sich an unseren Töpfen laben wollen."

„Mit Euch ist doch nichts anzufangen", sagte die Kleine und wandte sich unmutig ab. „Die alten und gelehrten Herren kennet Ihr alle auf hundert Schritte und weiter. Wenn man aber einmal nach einem hübschen, höflichen Junker fragt, wißt Ihr nichts. Du bist auch so, Marie, machtest Augen auf den Zug hinunter, als ob es eine Prozession am Fronleichnam wäre; ich wette, du hast das Schönste von allem nicht gesehen und hattest noch den alten Frondsberg im Kopfe, als ganz andere Leute vorbeiritten!"

Der Zug hatte sich während dieser Strafrede Bertas vor dem Rathause aufgestellt; die bündische Reiterei, die noch vorüberzog, hatte wenig Interesse mehr für die beiden Mädchen. Als daher die Herren abgesessen und zum Imbiß ins Rathaus gezogen waren, als die Zünfte ihre Glieder auflösten und das Volk sich allmählich zu verlaufen begann, zogen auch sie sich vom Fenster zurück.

Berta schien nicht ganz zufrieden zu sein. Ihre Neugier war nur halb befriedigt. Sie hütete sich übrigens wohl, vor dem alten ernsten Oheim etwas merken zu lassen. Als aber dieser das Gemach verließ, wandte sie sich an ihre Base, die noch immer träumend am Fenster stand: „Nein, wie einen doch so etwas peinigen kann! Ich wollte viel darum geben, wenn ich wüßte, wie er heißt. Daß du aber auch gar keine Augen hast, Marie! Ich stieß dich doch an, als er grüßte. Siehe, hellbraune Haar[illegible] lang und glatt, freundlich dunkle Augen, das ganze Gesicht ein wenig bräunlich, aber hübsch, sehr hübsch. Ein Bärtchen über dem Mund, nein! ich sage dir — wie du jetzt nur wieder gleich rot werden kannst!" fuhr die Blonde in ihrem Eifer fort, „als ob zwei Mädchen, wenn sie allein sind, nicht von dem schönen Mund eines jungen Herrn sprechen dürfen. Dies geschieht oft bei uns. Aber freilich bei deiner seligen Frau Muhme in Tübingen und bei deinem ernsten Vater 'n Lichtenstein kamen solche Sachen nicht zur Sprache, und ich sehe schon, Bäschen Marie träumt wieder, und ich muß mir ein Ulmer Stadtkind suchen, wenn ich auch nur ein klein wenig schwatzen will."

Marie antwortete nur durch ein Lächeln, das wir vielleicht etwas schelmisch gefunden hätten. Berta aber nahm den großen Schlüsselbund vom Haken an der Tür, sang sich ein Liedchen und ging, um noch einiges zum Mittagessen zu rüsten. Denn wenn man ihr auch etwas zu große Neugierde vorwerfen konnte, so war sie doch eine zu gute Haushälterin, als daß sie über der flüchtigen Erscheinung des höflichen Reiters das Zugemüse und den Nachtisch vergessen hätte.

Sie hüpfte hinaus und ließ ihre Base allein bei ihren Gedanken. Und auch wir stören sie nicht, wenn sie jetzt die schönen Bilder der Erinnerung durchgeht, die jene Erscheinung mit einem Male aus dem tiefen, treuen Herzen hervorgerufen hatte, wenn sie jener Zeit gedenkt, wo ein flüchtiger Blick vom ihm, ein Druck seiner Hand ihre Tage erhellte, wenn sie jener Nächte gedenkt, wo sie im stillen Kämmerlein, unbelauscht von der seligen Muhme, jene Schärpe flocht, deren freudige Farben sie heute aus ihren Träumen weckten. Wir lauschen nicht, wenn sie errötend und mit niedergeschlagenen Augen sich fragt, ob Bäschen Berta den süßen Mund des Geliebten richtig beschrieben habe?

(Fortsetzung folgt.)

**) So nennt ihn Sattler, Geschichte der Herzoge II. 8. Anm. Hauffs.

*) Ulerich von Hutten, geb. 1488, starb 1523 auf Ufnau im Züricher See. Er ist berühmt durch eine große Anzahl Schriften und als kühner Beförderer der Reformation. Er griff Ulerich von Württemberg in Gedichten, Briefen und Reden an, die der gelehrte Nikolaus Barbatus zu Marburg in sehr geläufigem Latein mit triftigen Gründen widerlegt. Vgl. Schradius II. 385. Bekannt ist sein Wahlspruch: „Jacta alea esto". Anm. Hauffs.

**) Franz von Sickingen, ein berühmter Zeitgenosse des letzteren. Er wird in diesem Krieg von Sattler als österreichischer Rat aufgeführt. Anm. Hauffs.

***) Götz von Berlichingen erzählt in seinem Leben (Ausgabe von Franck von Steigerwald, Nürnberg 1731) weitläufig, wie es sich zugetragen daß er zum Herzog Ulrich gehalten habe. S. 142 fährt er fort: „Da zog der Herzog vor Reutlingen und gewann es auch, darum sich auch Ihre fürstliche Gnaden und mein Unglück anheben tat, daß Ihre fürstliche Gnaden verjagt worden, und ich darob zu Scheitern ging." Denn der Schwäbische Bund nahm nicht Rücksicht darauf, daß Götz kurz vorher dem Herzog seine Dienste aufgesagt hatte, sondern belagerte ihn in Möckmühl und nahm ihn gefangen. Anm. Hauffs.



Bunte Chronik



* **Die Operation in der Hypnose.** Über den interessanten und glücklichen Verlauf einer großen Operation ohne jede Narkose berichtet die „Chicago Tribune" aus dem St. Lukas-Krankenhaus in Chicago. Es handelte sich um die Beseitigung von Verwachsungen der Unterleibsorgane bei einem jungen Mädchen. Die Patientin war zu schwach, um eine Vollnarkose zu ertragen, und für eine Teilbetäubung war der Eingriff zu schwierig. Einer der Ärzte, Dr. Alfred P. Salomon, kam deshalb auf den Gedanken die Kranke in einen tiefen hypnotischen Schlaf zu versetzen, und das Experiment gelang vorzüglich. Die Kranke schlief leicht und fest ein, und die über eine Stunde dauernde Operation wurde ohne Störungen und ohne die Anwendung irgendwelcher anderer Betäubungsmittel durchgeführt. Als die Patientin aufgeweckt wurde, fühlte sie keinerlei Beschwerden, wie sie nach Chloroform- oder Äthernarkosen so häufig sind. Sie wußte nichts von dem, was mit ihr geschehen war und glaubte fest, nur wenige Minuten geschlafen zu haben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.